Tagestipp

Über Dietrich Bonhoeffer

Während die Welt in Brutalität versank, kämpfte der 1906 in Breslau geborene Pfarrer Dietrich Bonhoeffer während des Nationalsozialismus für die Bewahrung christlicher Werte. Das Programm „Der Pastor bleibt Pastor“ mit Gesine Keller zeigt Bonhoeffer als furchtlosen Mann, der seine Haltung auch im Angesicht des Terrors und des Todes nicht verlor. Die Veranstaltung im Wortkino beginnt um 16 Uhr. (StN)

Nachgefragt

Peter Krause
Der Journalist und Synchronsprecher leiht seit 28 Jahren Donald Duck in Trickfilmen seine Stimme.

„Ich habe schon als Kind geübt“

Von Lisa Wazulin

Herr Krause, wie quakt man wie Donald Duck?
Zunge an den Gaumen und dann an den Wangen die Luft durchpressen. Das seltsame Vibrieren in der Backe und im Mund klingt dann wie die Ente .

Warum haben Sie sich Donald Duck ausgesucht?
Ich wohnte als kleiner Junge in New York und zog 1964 wieder zurück nach Deutschland. Donald Duck habe ich dort als Kind immer schon gesehen. Er war ein komischer Typ mit seltsamer Sprache, und man musste einfach mit ihm mitfiebern, weil er in Situationen kam, aus denen er allein kaum mehr rauskommen konnte.

Foto: Tobias Schmidt/M+W

Peter Krause ist ein Fan des komischen Typs mit der seltsamen Sprache.

Wie kam es, dass gerade Sie den Enterich zum Quaken gebrachten haben?
Das war Zufall. 1988 wollte Disney alle Stimmen neu besetzen: Mickey, Donald und Goofy sollten weltweit gleich klingen. Bis dahin hatte man in den USA mehrere Donalds und Mickeys, je nachdem, um was es ging. Also wurde in Berlin gecastet, aber niemand konnte Donald imitieren. Ein Freund von mir hörte von dem Casting und wusste, dass ich wie die Ente reden konnte – das habe ich schon als Kind geübt.

- Peter Krause gastiert mit seiner Bühnenshow an diesem Freitag um 17 Uhr im Deutsch-Amerikanischen Zentrum

Wenigstens an der frischen Luft

Beim Comedy Clash in Cannstatt blüht unter freiem Himmel der Flachs

Von Cornelius W. M. Oettle

Nicht jedem gelang es im Innenhof des Clubs Zollamt in Cannstatt beim Comedy Clash Open Air 2016, gegen die Hitze anzuamüsieren. Salim Samatou etwa, der Gewinner des RTL-Comedy-Grand-Prix, war sichtlich durch den Wind, verhaspelte sich anfangs häufig und konnte mit seinen Ikea-Geschichten nur wenige mitreißen. Der 22-jährigen Sauerländerin Jacqueline Feldmann liegen Gollum-Imitationen am besten, wobei das freilich ein fragwürdiges Kompliment ist. Ihre Scherze rund um den Ekel vor Damenklobrillen und Strategien gegen den Kontakt mit selbigen sind nur platte Spielarten bekannter Szenarien. Eine mäßige Erfrischung.

Der in Marokko geborene, doch in Deutschland aufgewachsene Benaissa Lambroubal, Mitglied des Rebell-Comedy-Ensembles, setzte auf altbewährte Ethno-Comedy. Ole Lehmann echauffierte sich ob des nachmittäglichen TV-Programms. Klingt nach wenig Neuem in der Szene. Doch Lehmann hatte auch Originelles auf Lager: Einsamen U-Bahn-Fahrerinnen in Berlin von hinten in den Nacken hauchen und sie mit Wiener Schmäh respektive Falco-Songs erschrecken – derlei kann es vorher nicht gegeben haben.

Hätte es an diesem Tag eine Siegerkür gegeben, das Publikum hätte wohl Maxi Gstettenbauer oder eben El Mago Masin auf den Thron gehoben. Gstettenbauer ist mit 28 Jahren Lebens- und zehn Jahren Berufserfahrung bereits ein routinierter Sprücheklopfer, der den Selfie-Stick als „Deppenzepter“ verurteilt und seinem noch nicht geborenen Spross drohen würde: „Ich hab’ dich gemacht – ich kann dich wieder zerstören!“ Masin trumpfte mit hüftlangen Rastazöpfen und flott gezupften Gitarrensaiten auf. Eines seiner Lieder beschäftigt sich mit seinem eigentlichen Vornamen: „Ihr wisst nicht wie das ist, wenn man ein Wolfgang ist.“

Mit der Pointe des Tages wartete dann jedoch ein Herr am Ausgang auf. Um Beurteilung des Nachmittags gebeten, antwortete er: „Wenigstens waren wir an der frischen Luft.“

Margarita Gritskova (Mitte) glänzt mit ihrem phänomenalen Mezzo in der Titelrolle der Rossini-Oper „Sigismondo“. Foto: Patrick Pfeiffer

Ein gern gesehener Bösewicht

Begeisternde Musik, vorzügliche Interpretationen: Impressionen vom Festival Rossini in Wildbad

Entdeckungen von einer nicht aufgeführten Oper Bellinis bis hin zu einer virtuosen Inszenierung von Rossinis Musiktheaterstück „Sigismondo“ gibt es in Wildbad zu erleben.

Von Werner Müller-Grimmel

Freunde des italienischen Ziergesangs und frühromantischer Belcanto-Opern kommen bei „Rossini in Wildbad“ reichlich auf ihre Kosten. Längst hat sich das kleine Festival im nördlichen Schwarzwald zur Topadresse auf diesem Gebiet gemausert. Zu seinem 25-jährigen Dienstjubiläum als Intendant kann Jochen Schönleber diesmal mit einem ganz besonderen Programm aufwarten. Neben Gioachino Rossinis selten gespielten frühen Bühnenwerken „Demetrio e Polibio“ und „Sigismondo“ werden gleich zwei Opern von Zeitgenossen des Meisters erstmals in moderner Zeit präsentiert.

Den detektivischen Bemühungen des Belcanto-Spezialisten Reto Müller ist es zu verdanken, dass Vincenzo Bellinis offizieller Opernerstling „Bianca e Gernando“ in der Wildbader Trinkhalle konzertant seine moderne Erstaufführung erlebt.

Das 1826 in Neapel uraufgeführte Werk ist die in vielen Details abweichende Erstfassung der zwei Jahre später in Genua präsentierten Oper „Bianca e Fernando“. Nach intensiven Recherchen gelang es Müller, die Partitur dieser einzigen in unserer Zeit noch nicht aufgeführten Oper Bellinis zu rekonstruieren.

Die vom musikalischen Festivalleiter Antonino Fogliani souverän dirigierte Wildbader Aufführung machte deutlich, wie viel dramatische Wucht Bellini schon als Opernneuling zu bieten hatte. Eine Präsentation des Stücks steht und fällt mit der Besetzung der extrem hohen Partie des Gernando, die Bellini für den damaligen Startenor Giovan Battista Rubini geschrieben hat. In Wildbad wurde sie von dem jungen Russen Maxim Mironov mit Bravour gemeistert. Sein Tenor klingt selbst bei exponiertesten Stellen sensationell frei, leicht und doch kräftig. Seine Koloraturen kommen gestochen scharf.

Die Wahrheit liegt in der Musik, nicht in der Handlung

Auch Silvia Dalla Benetta mit der zweiten Titelpartie (Sopran), Marina Viotti (Mezzosopran), Mar Campo (Alt), Vittorio Prato und Zhong Shi (Bariton) und Luca Dall’Amico (Bass) bieten Bellini-Belcanto vom Feinsten. Rossini und Giacomo Meyerbeers italienische Opern klingen nach in dieser mitreißenden Partitur, die das Publikum einst zum Rasen brachte.

Unwahrscheinlichkeiten der Handlung werden beim Festival aufgehoben in einer Musik, die ihre eigene Wahrheit entfaltet. Realistischer könnten Gefühlskurven nicht in Szene gesetzt werden als mit diesem ausladenden, hochvirtuosen Gesang, der erklärtermaßen „weinen, schaudern, sterben“ machen sollte.

Rossinis „Sigismondo“ hat Schönleber auf der sparsam bestückten Bühne (Robert Schrag) der Trinkhalle inszeniert. Wirkungsvoll schaffen bewegliche Teile der verspiegelten Rückwand und eine kleine Sitzgruppe wechselnde Szenerien für die verworrene Handlung zwischen den Königshäusern von Polen und Ungarn. Vokal glänzen hier Margarita Gritskova mit phänomenalem Mezzo in der Titelrolle, der Bass Marcell Bakonyi als ungarischer König, die kubanische Sopranistin Maria Aleida als dessen Tochter Aldimira und der amerikanische Tenor Kenneth Tarver als skrupulöser Bösewicht Ladislao. Fogliani führt das in Wildbad bewährte Orchester Virtuosi Brunensis und den Camerata Bach-Chor Posen (Einstudierung: Ania Michalak) brillant durch die Partitur.

Eine Entdeckung ist Giuseppe Balduccis Salonoper „Il conte di Marsico“. 1839 wurde sie im privaten Theater einer Marquise aufgeführt. Die sechs Partien sangen deren drei Töchter und ihre Freundinnen, die allesamt Schülerinnen von Balducci waren. Seither ist das reizende Frauenpower-Stück nie wieder aufgeführt worden. Text und Musik haben es faustdick hinter den Ohren. Die subtil entwickelte und komponierte Handlung thematisiert unter der Hand auch das Thema der Einigung Italiens. Eine öffentliche Aufführung hätte die Zensur wohl verboten.

Die Wildbader Produktion ist ein Gastspiel des Teatro Sarrià (Barcelona) in Koproduktion mit der Akademie des Maggio Musicale Fiorentino. Serena Saénz Molinero, Karina Repova, Mae Hayashi Agnese, Paula Schnez-Valverde, Marina Viotti und Mar Campo bieten vokale Höchstleistungen.

Statt eines Orchesters spielen beim Festival in Wildbad drei Pianisten (Davide Bertorello, Federico Piccolo und Achille Lampo) an zwei Klavieren. Balduccis geniale Musik platzt aus allen Nähten der genrebedingt beschränkten Besetzung. Gerade diese Spannung zwischen Form (Salonoper) und bedeutungsvollem Inhalt wird von Schönlebers humorvoll intelligenter Inszenierung aufgegriffen.

Vom Niveau der Aufführungen kann manches Staatstheater lernen

Mit feiner Ironie hat die Regisseurin Nicola Berloffa Rossinis „Demetrio e Polibio“ als fast absurden Zoff zwischen zwei Militärdiktaturen auf die kleine Bühne (Paul Secchi) des Kurtheaters gebracht (Kostüme: Claudia Möbius). Luciano Acocella dirigiert die nur teilweise von Rossini stammende Partitur schwungvoll. Sofia Mchedlishvili, Viktoria Yarovaya, César Arieta und Luca Dell’Amico begeistern hier mit atemraubend präzisen, astreinen Koloraturen.

Von derlei phänomenaler stimmlicher Klasse könnte sich manches Staatstheater eine Scheibe abschneiden.

- Programm: www.rossini-in-wildbad.de

Rockerbad im Jungbrunnen

Pop-CDs der Woche: Steven Tyler von Aerosmith legt sein erstes Soloalbum vor, Jeff Beck bleibt seinem Stil gelungen treu

Steven Tyler
We’re all Somebody from Somewhere
(Universal)
★★★☆☆

Von Jan Ulrich Welke

Übernächstes Jahr wird Stephen Tyler siebzig Jahre alt, seit bald fünfzig Jahren ist er Sänger der Band Aerosmith, mit der er seither rund 150 Millionen Alben verkauft hat – mählich ist es also Zeit geworden, an das erste Soloalbum zu denken.

Nun liegt es vor, und so breitbeinig, wie sich der rüstige Rentner bei und mit seiner Stammband gibt, kommen auch seine Ansagen daher. „Das ist der neue Rock’n’Roll“ und „Ich schrieb einige wahnsinnig geile Songs mit den besten Songwritern aus Music City, tönte er vorab. Mit der Music City meint der Mann nicht seine Heimatstadt New York, sondern das Countrymekka Nashville, wo das Album eingespielt wurde. die gute Startvoraussetzung Nummer Zwei ist, dass es vom Altmeister T Bone Burnett produziert wurde.

Jener hat ganze Arbeit geleistet, das Album tönt klangsatt und blitzsauber. Das Beste aus Country und Rock, das Tyler ebenfalls versprochen hat, wird jedoch nicht eingelöst. Es handelt sich um kein Countryalbum, denn die Elemente dieses uramerikanischen Musikgenres sind zwar vorhanden, sie haben jedoch den Schonwaschgang mit einem Extraschuss Weichspüler durchlaufen. Und das Beste aus dem Rockbereich kriegt nur derjenige geboten, der Aerosmiths Stadionrock als das Nonplusultra gut gemachter Musik begreift. Auch hier wurden wieder reichlich Kanten rundgeschliffen, jede borstige Wendung entgratet – hin zu einem Album, das schließlich weder Country noch Rock noch Countryrock ist.

Steven Tyler und seine Mitstreiter sind lange genug in den Topebenen des Geschäfts unterwegs, um ein grundsolides und gut durchhörbares Album vorzulegen. Aber zu ähnlich sind die fünfzehn Songs schon in ihrer Anlage geraten, nichts setzt sich im Kopf fest, kaum etwas bleibt bei diesem zu braven Album hängen.

Aber vielleicht findet Steven Tyler ja demnächst viel Zeit für wirklich ausgereifte Soloprojekte: Vor zwei Wochen gab die Band Aerosmith bekannt, sich nach einer großen Farewell-Welttournee im kommenden Jahr aufzulösen.

Steven Tyler Foto: dpa

Jeff Beck
Loud Hailer
(Rhino/Warner)
★★★★☆

Von Ulrich Bauer

Es gibt um ihn herum wieder mal eine neue Band. Jeff Beck ist in kreativer Bewegung und probiert auch mit 72 Jahren noch alles aus. Eine typische Rockstarkarriere mit Hits, Image und all dem hat dabei nicht herauskommen können. Eher der Ruf als einer der besten Rockgitarristen der Welt. Auf seinem neuen Album „Loud Hailer“ spielt er mit der Sängerin Rosie Bones, mit der Gitarristin Carmen Vandenberg, dem Drummer Davide Sollazi und dem Bassisten Giovanni Pallotti zusammen.

Jeff Beck Foto:Getty

Wer will, kann Funk, Blues, Rock und Electronik in den neuen Titeln erkennen, die er wohl als Neupositionierung seines Sounds verstanden wissen will.

Typisch ist jedoch, dass er allem seinen persönlichen Stempel aufgedrückt und seine fulminanten Ausdrucksmöglichkeiten gegeben hat. Manches ist absolut zwingend, gelegentlich schweift die Band, etwa im Titel „Live in the Dark“, in allzu triviale Rockriffs ab. Meist aber schwebt Beck, berserkert er wüst, rast und tobt, reißt am Vibratostab und modelliert im nächsten Moment sehr Zartes. Mit den bloßen Fingern spielt er ausgefeilte Themen, dann haut er wieder wie wild rein, drischt Riffs, löst auf, setzt Kontrapunkte, fasst zusammen und treibt alles auf die Spitze. Er ist einer, dem man nur wegen seines ungeheuer dynamischen Gitarrenspiels ständig zuhören möchte.

Aber er denkt durchaus skeptisch über seine Rolle als Gitarrenheld nach: Fünfzig Jahre auf der Bühne und kein bisschen zur Ruhe gekommen. Er staunt über diese Welt und versucht das in seine Musik zu überführen, die mal wieder das ist, was Musiker öfter mal versuchen: ein Neuanfang. Doch seine Gitarre macht alles dann doch wieder zum typisch intensiven Erlebnis, auch neben der gelegentlich nur nett klingenden Stimme her. Wie er etwa in „Shame“ und in manch anderen Titeln kitzlige Blueslinien umkreist, sie mit Spontaneität würzt und mit jazzigen Phrasen küsst, das kann einem den Atem rauben. Wie er dann immer wieder ins Laute und Wüste drängt, das hat sein eigenes Format.